

Zeitschrift: Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik
Band: 2 (1855)

Buchbesprechung

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hußen, hetzen; *huß!* *huß!* hetzruf. Schm. II, 253. sollte *hußen* aus *hurschen* entstanden sein, welches bei Frisch I, 478a in der Bedeutung „hetzen“ vorkommt? oberlaus. *huschen*. Anton 8, 25.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Fortsetzung und Ergänzungen zu P. Trömel's Literatur der deutschen Mundarten.

- 9^e *Friedr. Hofmann*. Die deutschen Volksmundarten und ihre poetische Benutzung. Eine Bitte an die deutschen Dichter. Hildburgh. 1845. 8. 16 Stn.
- 21^a Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen. Nach handschriftlichen Quellen herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von *A. Kretschmer* etc., fortges. von *A. Wilh. v. Zuccalmaglio* (v. Waldbrühl). 2 Bde. Berlin 1840. gr. 8.
- 35^a 2. Auflage; Strassb. 1825. 8.
- 35^c 1. und 2. Auflage; Strassb. 1828. kl. 8. 3. Aufl. Strassb. 1829.
- 36^a *ist zu tilgen, da diese Gedichte nichts Mundartliches enthalten.*
- 38^a *Aug. Stöber* und *Friedr. Otte*. Elsässische Neujahrsblätter. Strassb. 1843. Basel, 1844—48. 8. (*Enthalten auch Gedichte in elsässischer Mundart.*)
- 38^b *Harl Fried. Hartmann*. Alsatische Saitenklänge. Sämmtliche Gedichte von *H. F. H.* Strassb. 1848. 8. (*Darunter viele in Elsasser Mundart.*)
- 39 *Aug. Stöber*. Alsatia. Jahrbuch für elsässische Geschichte, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst. Mülhausen, 1850. (2. Aufl. 1851) und 1851—1855. 5 Bände. 8. (*Mit Gedichten, Volksreimen, Sprichwörtern, Märchen in Prosa in elsässischer Mundart.*) *Wird fortgesetzt.*
- 46^a *C. Wälti*. Blumen aus den Alpen. Erzählungen, Volkssagen, Gedichte und ländliche Bilder. II. Bnd. 1843. 8. XIV und 255 Stn. (*enthält 19 Gedichte und ländliche Bilder im Volksdialekt.*)
- 69^c *Dr. Adelbert v. Heller*. Einladung zur akademischen Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg etc.

- Nebst einer Anleitung zur Sammlung des schwäbischen Sprachschatzes. Tübingen, 1855. 4. 24 Stn.
- 90^a Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Aus mündlicher Ueberlieferung gesammelt. Berlin, 1855. 8. XVI und 431 Stn. (*Enthält in der I. Abth., S. 1—72: „Schelmeliedle“ in 406 kurzen Strophen, Tanz- und Jodellieder, meist in schwäbischer Mundart. Einiges Mundartliche aus verschiedenen Gegenden findet sich auch in den übrigen Abschnitten.*)
- 106^b H. Freih. v. Leoprechting. Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sagenkunde. München, 1855. 8. (*Enthält auf S. 267 ff. 8 Volkslieder in bayerischer Mundart.*)
- 173^b Jos. Bergmann. Joh. Andr. Schmeller's sogenanntes cimbrisches Wörterbuch, das ist Deutsches Idiotikon der VII und XIII Comuni in den Venetianischen Alpen.
- 209^a Ah Wos in Nürnberger Mundart von Mich'l Stubenreich, Feingold-schlägerg'sell. Nr. 1. Nürnberg, 1838. 8. 45 Stn.
- 244^b A. Branchart. Herbarium van Öcher Blomme. Gedichte in Aachener Mundart. Aachen, 1855. 8. 86 Stn. und 4 Blttr.
- 250^b Hardt. Über den Vocalismus der Sauermundart. Programm des Progymnasiums zu Echternach. 1843.
- 251^c Ed. de la Fontaine. Versuch über die Orthographie der luxemburger deutschen Mundart. Luxemb. 1855. 8. 15 Seiten.
- 251^d Peter Klein. Die Sprache der Luxemburger — in den „Publications de la société pour la recherche et la conservation des monuments historiques dans le Grand-Duché de Luxembourg. Année 1854. X.“ (Luxemb. 1855. 4.) Seite 1—52.
- 251^e A. Meyer. Regelbüchelchen vum letzeburger Orthägraf. Luxemb. 1854.
- 278^a H. Weinhold. Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche. (Zweite Abtheilung: M—Z.) als Anhang zu den Sitzungsber. der kais. Akad. etc. (*Beide Abtheilungen in einem Sonderabdruck vereinigt.*)
- 314^b Joh., Gottfr. Ludw. Hosegarten. Wörterbuch der niederdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit. Ersten Bandes erste Lief. a — ai. Greifswald, 1856. 4. XX und 160 Stn.
(*Das ganze Werk ist auf 6 Lief. von je 22—23 Bogen berechnet.*)
- 357^b Dr. Heinr. Pröhle. Harzlieder. Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Leipzig, 1855.
- 357^c Dr. Heinr. Pröhle. Unterharzische Sagen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben. Aschersleben, 1856. 4. 17 Bogen.
(*Beide Sammlungen enthalten viel Mundartliches.*)

- 397^a Zehn plattdeutsche Lieder von *Hl. Groth*, dem Verfasser des Quickborn, im Volkston componirt für eine Singstimme mit Piano-Begleitung von Leonh. Selle. Zweites Heft: 12 Lieder etc.
- 397^b *Hl. Groth*. Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. 2. Aufl. Kiel, 1855. 8. 154 Stn.
- 411^a *F. C. Honcamp*. Die Konsonanten der westfälisch-niederdeutschen Mundart in L. Herrig's Archiv für das Studinm der neueren Sprachen und Literaturen; 17. Bd., 4 Hft. 1855. 8.
- 442^b *K. J. Schröer*. Beitrag zur deutschen Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungern. Als Aufmunterung zu grösseren Sammlungen in den deutschen Gegenden Ungerns. (*Im Presburger Schulprogramm.*) Presburg, 1855. 4. 40 Stn. (*Vergl. unten, S. 527.*)

Der Herausgeber.

Herbarium van öcher Blomme. Gedichte in Aachener Mundart, von A. Branchart. Aachen, 1855. 86 S. Im Selbstverlage des Verfassers.

Mit Vergnügen haben wir diese Gedichte gelesen und uns einige Stunden in denselben recht gut unterhalten. Der Verfasser bekundet in denselben ein erfreuliches Talent für mundartliche Dichtungen. Der Volkston ist meistens sehr gut getroffen, die Sprache gehörig gehandhabt, die Stoffe sind mit Geschick gewählt und gewandt behandelt. Er scheint die weitverbreiteten Gedichte in Aachener Mundart von Dr. J. Müller, welchem er das Herbarium in einem hochdeutschen Gedichte dedicirt hat, fleissig gelesen und studirt zu haben. Die Gedichte selbst sind theils gemüthlichen, rein lyrischen Inhaltes, theils humoristische Erzählungen und Schwänke, theils Gelegenheitslieder. In allen drei Gattungen hat der Verfasser sich mit Glück versucht. Von den lyrischen heben wir besonders hervor: „*de Johrzitte*“ (Jahreszeiten); „*Et Maiblömmche*“ (Maiglöckchen); „*de Modder*“ (die Mutter). Die beiden moralisirenden Stücke: „*de Liehre van de Beistemodder* und *van der Beistevadder*“ (Lehren der Grossmutter und des Grossvaters) scheinen uns etwas geschraubt und eine erkünstelte Gemüthlichkeit zu haben, wie sie hier im Volke nicht lebt. Die humoristischen Erzählungen sind ganz gelungen und verrathen eine entschiedene Begabung des Verfassers für diese Dichtungsart. Die von Dr. Müller in seiner Abhandlung über die Aachener Mundart ausgesprochenen Ansichten bestätigen sich auch hier. Die Erzählungen sind lebendig und frisch in der Darstellung, in gewisser Weise dramatisch behandelt

und durchgeführt, sie sind reich an Witz und Laune. Wir verweisen hier auf die Erzählungen: „*der Halfe än singe Sohn*“ (der Halbwinner und sein Sohn), „*de Pläsirreis*“ (die Vergnügungsreise), „*Et Wiethshusscheld*“ (das Wirthshausschild).

Die Stücke „*de Mannslüh-Naterelle*“ (Männer-Naturen oder Charaktere) und „*der Besöck*“ sind offenbar hervorgerufen durch ähnliche Bearbeitungen derselben Stoffe in Prosa von Dr. Müller und erscheinen uns gegen die Originale nur schwache Nachbildungen.

Was die Sprache betrifft, so haben wir schon oben bemerkt, dass dieselbe im Ganzen gehörig gehandhabt ist, obgleich hin und wieder einzelne Formen vorkommen, welche die Mundart nicht kennt, z. B. an vielen Stellen: *seu* für *sau* (soll, sollte), *wud* statt *wau* (will, wollte); *denn*, *wann*, *nennen*, *Lieb* sind nicht Aachener Deutsch, wenigstens nicht, wie sie hin und wieder angewendet worden sind. Ebenso ist der hochdeutsche Tonlaut oft auf den mundartlichen Tonlaut unrichtig gereimt, z. B. *Prie* und *Vieh* S. 46. Was die Orthographie endlich angeht, so müssen wir sehr bedauern, dass wir darin jede Konsequenz vermissen. Ein und dasselbe Wort kommt oft in demselben Gedicht in zwei-, ja dreierlei Schreibweisen vor, z. B. *sich*, *sig*, *sigg* (sieh), *ö*, *ä*, *e* (ein), *Herr*, *Hähr*, *Hehr* (Herr) u. s. w. Dies wirkt oft störend und unangenehm beim Lesen.

Als besondere Ausstattung ist dem Werkchen eine niedliche Lithographie beigegeben; Papier und Typen desselben sind schön, der Druck dagegen sehr ungleich und mangelhaft.

. . . r.

Versuch über die Orthographie der luxemburger deutschen Mundart, von Ed. de la Fontaine. Luxemburg, 1855. 8. 15 Seiten.

Ueberzeugt von dem hohen Werthe, den die Mundart, vornehmlich in etymologischer Hinsicht für den Sprachforscher hat, erkennt der Verfasser des vorliegenden Versuches die Nothwendigkeit schriftlicher Aufzeichnung derselben und sucht dazu für sein heimatliches Idiom eine besondere Schreibweise festzustellen, frei von jenen Fesseln, welche oft Willkür, Zufall und Herkommen der hochdeutschen Orthographie angelegt. Die phonetischen, aus eigener Erfahrung entnommenen Sprachgesetze erscheinen ihm mit Recht als die festeste Grundlage eines Systems, an dessen Spitze er die beiden Grundsätze stellt: „Das Wort soll geschrieben werden wie es ausgesprochen wird“ und: „es sind dabei so wenig Zeichen als möglich zu gebrauchen.“

Darauf werden in §. 3 u. 4 die Vocale und die Consonanten, sowie in zwei besonderen §§ die auf dem Gebiete der Mundarten so wichtigen Erscheinungen der Elision und der Einschaltung euphonischer Buchstaben und ganzer Sylben betrachtet und zuletzt (§. 7) all die aufgestellten Regeln an einem kurzen Schriftstücke zur Anwendung gebracht.

So genau nun auch dieses System die einzelnen mundartlichen Laute zu erfassen sucht und namentlich in Rücksicht der Quantität der Vocale eine scharfe Scheidung in kurz klingende und kurz stumpfe, in klingend lange und stumpf lange durchgeführt und mit besonderen Zeichen dargestellt hat, so ist doch unseres Bedünkens die Betrachtung der Consonanten etwas zu kurz gefasst und dabei mehr an heimische, mit der Mundart vertraute, als an auswärtige Leser gedacht worden, denen z. B. eine Bestimmung über die verschiedenen Laute des *g*, über die Fälle, wie weit die Aspiration des *s* um sich gegriffen, u. a. m. für eine genaue Auffassung der Mundart unentbehrlich ist.

Mehrere Verstösse gegen die hochdeutsche Orthographie (und Syntax, z. B. „bei die Wörter“) wollen wir als Druckfehler entschuldigen.

Die Sprache der Luxemburger, von *Peter Klein*, Repetitor am Athenäum zu Luxemburg; in den Publications de la Société pour la recherche et la conservation des monuments historiques dans le grand-duché de Luxembourg. Année 1854. X. (Luxembourg, 1855. 4.), p. 1—52.

In viel bedeutenderem Umfange und mit tieferer Erfassung als das soeben besprochene Schriftchen, hat sich die uns vorliegende Abhandlung das ganze grammatische Gebiet derselben Mundart, die, ein schönes Denkmal der Herkunft, der Nationalität und des innersten Wesens jenes Volkstammes, unter dem Einflusse des Neuhochdeutschen auf der einen und dem zerstörenden Andränge der benachbarten französischen Sprache auf der andern Seite mehr und mehr ihren ursprünglichen Charakter verliert, zum Gegenstande ihrer Betrachtung gemacht und in 10 Abschnitten die verschiedensten Seiten desselben beleuchtet.

Im §. 1 wird das „Wesen des Luxemburger Idioms“ und sein Gebiet erörtert, und dasselbe als ein ursprünglich hochdeutscher, doch schon im 9. Jahrhundert durch Einführung sächsischer Colonien mit dem niederdeutschen Elemente verschmolzener Dialekt bezeichnet, welche Behauptung vornehmlich in §. 2, der eine ausführliche, nach dem Muster Grimm's angelegte Betrachtung des Consonantismus und seiner wichtigsten Erscheinungen, namentlich auch des Gesetzes der Lautverschiebung,

enthält, weiter begründet wird., In gleicher Weise, d. h. mit stetem Rückblicke auf die ältere Sprache, wird der Vocalismus zergliedert und zwar mit Benutzung jenes verdienstlichen Programmes des Prof. Hardt: „Über den Vocalismus der Sauermandart“ (Echternach, 1843), das auch dem folgenden § (4) über den Schwebelaut, d. h. das gedehnte Fortklingen einer auslautenden Wurzelsylbe, und über Correption oder Kürzung der Sylben zu Grunde liegt.

In einem besonderen Abschnitte (§. 5) werden die 4 Hauptmundarten (an der Elz, der Sauer, der Mosel und im Ösling), welche sich in der Sprache der Luxemburger unterscheiden lassen, mit einigen Zügen charakterisiert.

Die allerdings noch mehr als bei anderen Dialekten verarmte und verkümmerte Flexion betrachtet der §. 6, und in dem folgenden (§. 7) wird auch die Rechtschreibung behandelt, für welche hier dieselben Grundsätze wie in dem vorhin besprochenen Schriftchen geltend gemacht, aber in einfacherer Weise durchgeführt werden. Auch ist eine Bemerkung über die wechselnde Aussprache des *st* (doch nicht auch des *sp*) gegeben, das in der Luxemburger Mundart im Anlaute stets, in- und auslautend nur in gewissen Fällen aspiriert wird.

Die Behauptung, dass der Luxemburger Dialekt ein Gemisch verschiedener Sprachen (Keltisch, Deutsch, Holländisch, Englisch, Französisch, Spanisch) sei, wird im §. 8 widerlegt, und höchstens dem Französischen in dieser Beziehung ein nahe liegender Einfluss eingeräumt, der jedoch meist nur auf die Sprache der Städter, wenig dagegen auf die des Volkes sich erstreckt. So lange das Französische noch als Sprache der Verwaltung, wenn auch neben dem Deutschen, das jeder Luxemburger versteht, geltend gemacht wird, kann dieser auf Sprache und Charakter des Volkes höchst nachtheilig, ja zerstörend wirkende Einfluss natürlich nicht ausbleiben. Freudig vernehmen wir darum von dem für die deutsche Muttersprache begeisterten Verfasser die Versicherung, dass seit dem engeren Anschlusse Luxemburgs an das Gesamtvaterland auch deutsche Sprache und deutscher Sinn sich im Volke wieder immer mehr Geltung verschaffen, und dass die Zeit nicht ferne sei, in welcher kein Deutsch-Luxemburger mehr nach einer fremden Sprache greifen werde.

Dazu kann vor Allem eine treue Hegung und Pflege der Muttersprache in den Schulen und durch Schriften wie die vorliegende, von der wir darum mit warmem Danke scheiden, das Ihrige beitragen. Und gewiss ist eine Sprache, die, wie §. 9 uns darlegt, den edlen Charakter des

Deutschen, namentlich als Volkssprache, treu bewahrt hat, der Erhaltung werth, wenn wir gleich auf der andern Seite, übereinstimmend mit dem Verfasser in seinem Schlusssort (S. 10) von der „Zukunft der Mundart“, jener sanguinischen Hoffnung nicht Raum geben können, die von dem Luxemburger Dialekte eine Erhebung zu einer besonderen Schriftsprache, gleich der holländischen, und zu einer eigenen Literatur erwartet.

Der Herausgeber.

Beitrag zur deutschen Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungern. Mitgetheilt durch K. J. Schröer. Presburg, 1855. 4. 40 Stn.

Täglich deutlicher wird die Erkenntniss, dass die Reste alter Volksüberlieferungen in allen deutschen Gauen mehr und mehr vor dem Geiste einer neuen zerstörenden Zeit schwinden. Daher ist die Sammlung solcher Trümmer in einem ausserdeutschen Lande, wo sie dieser Gefahr um so mehr ausgesetzt sind, wie in Ungern und Siebenbürgen, ein höchst dankenswertes Unternehmen. Das Schriftchen des Herrn Verfassers soll zu gleicher Zeit als Aufforderung an Geistliche und Lehrer zu derartigen Sammlungen dienen, und verdient auch in dieser seiner Absicht unsere freudige Anerkennung.

Was seinen mythologischen Inhalt betrifft, so liegt derselbe ausser den Grenzen dieser Zeitschrift. Uns berührt er nur insofern, als der Verfasser Mundartliche Worte, in denen eine mythische Erinnerung verborgen liegt, auf ihren sprachlichen Ursprung zurückzuführen sucht.

Hr. Schröer erwähnt zunächst den Wauwau, den er mit Wodan als Führer der wilden Jagd gleichbedeutend darstellt. Zu weit gegangen ist es indess, wenn er in dem lautmalenden Hundegobell, das auch andere Sprachen theilen, einen mythologischen Anklang vermutet. Hieran knüpft er den Mythos von Wodan's Wagen und sucht ein im Kinderreime vorkommendes „widlwagn“ zu erklären, das O. Schade auf „widerwæge“ zurückführt, wobei indess die verschiedene Quantität der reimenden Sylben, die das Volkslied noch streng trennt, bedenklich erscheinen darf.

Ausführlichere Besprechung widmet der Verfasser dem Worte *Tschau-kerl*, das er schliesslich von *schockeln*, *schaukeln* herleitet und somit als ein bewegliches, wackelndes oder ein schielendes, schillerndes, scheckiges Wesen erklärt. Gegen die Herleitung wird man im Ganzen nichts einwenden; nur ist die schliessliche Erklärung selbst eine etwas bewegliche und schillernde, aus der sich sehr vieles machen lässt.

Ein längerer excurs (s. 24—29) handelt über *Loki* und untersucht die bedeutung dieses gottes von sprachlicher seite. Bei diesem abschnitte kann ich eine bemerkung unmöglich unterdrücken. Mythologische deutungen, wann sie sich auf das sprachliche gebiet erstrecken, leiden ohnehin in den meisten fällen an dem fehler, dass die schliessliche erklärung des mythischen namens eine so allgemeine wird, dass sie mit geringer modification sich ebenso gut auf viele andere gottheiten anwenden liesse. Dieser übelstand wird aber verschlimmert, wenn bei solchen etymologieen nicht einmal die lautgesetze streng beobachtet werden; denn dann lässt sich alles zusammenhalten und vergleichen, und wir gelangen zuletzt wieder zu dem lauschen nach zufälligem gleichklange, das in früheren zeiten für etymologische forschung gehalten ward. Es wäre unnöthig, an grossen namen das gefährliche eines solchen verfahrens zu zeigen. Weder der wechsel der vocale, noch das hinüberspringen aus einer consonantenreihe in die andere, das der verfasser selbst eingesteht, sich erlaubt zu haben, macht ihm bedenken. Doch trifft dieser vorwurf hauptsächlich den erwähnten früher geschriebenen excurs, den der verfasser wol gethan hätte, von seinem schriftchen auszuschliessen.

Es folgen hierauf deutungen einiger anderen mythischen namen aus der mundart, eine zusammenstellung verschiedener kinderspiele und gebräuche und am schlusse die namen verschiedener gebäcke, die der verfasser mit recht für mythologisch wichtig hält.

Nürnberg.

Dr. C. Bartsch.

Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. Von Konrad Schwenck. Vierte verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1855. 8. Lief. 1 u. 2.

Ein buch, welches bereits in einer vierten auflage vorliegt und somit seine grosse verbreitung bezeugt, bedarf entweder gar keiner beurteilung mehr, weil es als gediegen von der kritik allgemein anerkannt ist, oder verlangt eine scharfe zergliederung, wenn es sich darum handelt, zu untersuchen, inwiefern die popularität des werkes gerechtfertigt ist, oder nicht. Bei dem buche des Herrn Konrad Schwenck befinden wir uns in dem zweiten falle. Ich habe die früheren auflagen seines wörterbuches nur flüchtig kennen gelernt; allein die beschaffenheit dieser vierten „verbesserten“ erregt in mir kein verlangen, die früheren zu vergleichen. Wenn diese eine wirklich verbesserte ist, so ist das um so schlimmer für die früheren, ohne der neuen sonderlich zu gute zu kommen.

Wahrscheinlich soll die verbesserung hauptsächlich darin bestehen, dass zu den früheren etymologieen eine menge neuer hinzugekommen, dass die familie eines wortes in ansehnlicher weise bereichert ist. Der verfasser scheint nämlich von der ansicht auszugehen, es käme bei etymologischen untersuchungen besonders darauf an, so viel wörter als möglich unter einen hut zu bringen; während ein besonnener etymologe im gegentheile darauf denken wird, das möglichen falls verwandte, besonders aber das nur ähnlich klingende, von dem wirklich stammverwandten zu sondern. Während einerseits bei dem zwecke des buches, das für ein grösseres publicum berechnet ist, die einfachsten etymologieen aufgenommen und oft mit einer unangenehm breiten entwicklung sind, finden wir andererseits eine zusammenhäufung gelehrten materials, einen wust von celtischen slawischen, tatarischen wörtern eingemischt, die eine dem ersten zwecke gradezu entgegengesetzte richtung an den tag legen. Man kommt dadurch auf die vermuthung, der verfasser habe durch seine gelehrsamkeit das publicum blenden wollen. Das ist in der that das einzig gefährliche bei diesem buche, dass es durch scheingelehrsamkeit verkehrtheiten in das publicum einschmuggelt und so der verbreitung von wissenschaftlichen grundsätzen schaden und eintrag thut.

Etwas ganz neues, den früheren auflagen fehlendes ist die einleitung, in welcher gleich anfangs der verfasser mit einer nagelneuen entdeckung, einem wichtigen sprachgesetze, auftritt. Betrachtet man dasselbe näher, so wird man finden, dass was in seiner regel richtig ist, bereits eine durch die linguistik constatirte thatsache, das übrige aber auf der willkür des verfassers begründet ist. Wenn er sagt, dass seine regel eine grosse zahl der vorhandenen wörter umfasse, so ist dies eben nach seinen etymologischen grundsätzen zu verstehen; nach denen er alles mögliche unter seine regel zu bringen weiss. Die regel ist eine ganz äusserliche und darum auch nur theilweise richtige. Seite IV heisst es: „die griechische Sprache hat das *s* öfters im Auslaute schwinden lassen, aber doch in einzelnen Fällen beibehalten.“ Wie hoch sich diese einzelnen fälle belaufen, mag ein blick auf das wörterbuch zeigen. Wenn er dem „öfters“ die einzelnen fälle gegenüberstellt, so weiss man nicht, wo die eigentliche hauptregel bleibt. Richtig an dieser verwirrung ist nur das allgemein anerkannte factum, dass dem anlautenden spiritus asper oder *h* im griechischen, zend und einigen andern sprachen ein anlautendes *s* im sanscrit, lateinischen und deutschen entspricht. Uebrigens zeigt der verfasser in dieser einleitung ebenso wie in dem wörterbuche selbst seine

schon oben bemerkte kunst, eine wortfamilie möglichst zahlreich zu machen. Man vergleiche nur, was er pag. XII unter den einen stamm $\chi e = \chi \lambda$ zusammenstellt, und man wird zugestehen müssen, dass auf diese art der grösste theil der wurzeln unter sich verwandt ist. Man braucht nur von stufe zu stufe eine kleine erlaubte lautveränderung eintreten zu lassen, man braucht nur mit dentalen, lingualen etc. suffixen recht bei der hand zu sein, und wird mit erstaunen sehen, wie weitverzweigt die familien sind.

Wollte man in alle einzelheiten des wörterbuches eingehen, so müsste man ein eignes buch zur berichtigung aller etymologischen schnitzer schreiben. Doch verdient das werk eine solche eingehende betrachtung nicht; ich greife daher nur einige worte heraus, wie sie bei zufälligem aufschlagen mir aufstossen. Berthold wird als „glänzend-hold“ erklärt. Unter bogen wird das schwedische *bogen*, krambude, und *bögele*, krämer, aufgeführt, mit der sinnreichen erklärung, „weil dieser Kram unter Bögen, Gewölben, Schwibbögen stattfand“, während es von dem stamme *frabugjan*, verkaufen, herzuleiten ist. Unter frau wird das französische *frêle* als gleichbedeutend mit fräulein aufgeführt, während es von *fragilis* stammt. Bei gelegenheit von frech citirt der verfasser das altnord. *frackr*, weil ihm unbekannt war, dass dieses wort nach einer durchgehenden regel im altnordischen aus *frankr* entstanden ist. Vreischen, „welches ein mit fragen sinnverwandtes wort ist“, wird unter das mundartliche *fraiss*, furcht, gestellt und ebendahin das niederländ. *vreese* (hochd. *frieren*) gezogen. Um die familie noch zu erweitern muss auch das gothische *fraisan*, versuchen, welches eine nebenform von *faran* sein soll (!!), erhalten, und von diesem wird *fraiss* hergeleitet, welches bekanntlich eine zusammenziehung aus der präposition *ver* und dem worte *agis*, furcht, ist; mhd. *vreislich* = *ver-eges-lich*. Hase wird von haar abgeleitet und soll mihin haarthier bedeuten, als ob, abgesehen von der etymologischen unrichtigkeit (der quantitative unterschied der vocale wird ganz unberücksichtigt gelassen) das haar ein so wesentliches merkmal beim hasen wäre, um ihn danach zu bezeichnen. Unter fahren werden zwei ganz verschiedene stämme, *fâr* und *far* (mhd. *vâren* und *varn*) vermischt und die übergänge der begriffe auf die sinnreiche weise des verfassers gerechtfertigt. Um auch ein probchen seiner begriffsentwicklung zu geben sehe man, was er unter fahen sagt wo es heisst: „seine Grundbedeutung . . . ist nach andern auf den gleichen Stamm zurückzuführenden Wörtern: Zeugung, Segen, Gedeihen, Wachsthum. Denn das, was Einem

gedeiht, wächst, wird zur Habe, man bekommt es, und es erfreut Einen, so dass“ etc. Sapienti sat! Diese wenigen beispiele gestatten einen einblick in das etymologische verfahren des verfassers.

Das einzige relative verdienst des buches ist, dass der verfasser die verschiedenen dialectischen wörterbücher von Schmeller, Stalder etc. zusammengetragen und dadurch den sprachschatz seines wörterbuches vergrößert hat. Allein auch hier zeigt sich sein hauptfehler, die kritiklosigkeit. Alle von ihm benutzten quellen gelten ihm für gleich gut und zwischen Adelung und Grimm ist ihm gar kein unterschied. Daher erklärt sich das ungleichartige der behandlung, daher die zahllosen verstösse gegen die sprachgesetze.

Wie darf nun ein derartiger compiler [es wagen, ein urteil über ein werk, wie J. Grimm's deutsche mythologie ist, in einer so schamlosen weise zu fällen, als es in der einleitung (s. XII) geschehen. Lerne doch der verfasser erst aus seinem „sammelsurium“ das lächerliche und falsche hinauswerfen, ehe er das werk eines andern mit diesem ehrentitel bezeichnet.

Nürnberg.

Dr. C. Bartsch.

Mundartliche Dichtungen und Sprachproben.

Gundacher von Judenburg.

Die erste nachweisung dieses dichters ist in folgendem buch enthalten: Joannis Nicolai de Vogel Specimen Bibliothecae Germaniae Austriacae. Recensuit Leopoldus Gruber. Viennae, 1779. 1783. II voll. 8. Es heisst daselbst II, 117 flgg.:

„Non alienum equidem censeo, hac occasione alicujus poetae Styriaci hodieum inediti ac forsan paucis cogniti suppeditare notitiam. Est is Gundacherus quidam de Judenburg, qui saeculo XIII exeunte, uti mihi quidem videtur, aut sub XIII initium, rhythmis germanicis, Messiadem conscripsit, apogryphum S. Nicodemi evangelium posteriore parte, qua de passione et resurrectione Christi agit, potissimum sequutus, eximiae ceteroqui pietatis sensa, totius operis decursu, lectoribus instillans. Codex, quem ego manuscriptum possideo, quadratus est, mediocris formae, foliorum 197 et saeculo XIII ineunte, in